

(Kochdruck verboten.)

18) Das Gemeindegeld.

Erzählung v. Marie v. Ebner-Eschenbach.

Bei dieser Stelle seiner Erzählung brach Peter regelmäßig in ein rasendes Weinen aus. Er warf sich über die Leiche seines Vaters, und der rohe, harte Bursche wimmerte wie ein Kind: „Schon lange ist mir meine Mutter gestorben, und jetzt hab ich auch keinen Vater mehr. Eine Waise bin ich und ganz verlassen!“

Im Publikum, das mit Spannung den Ausbrüchen seines aufrichtigen Schmerzes lauschte, erhoben sich anklagende Stimmen gegen Babel. Der schlechte Bub hat die Hand im Spiel bei dem Unglück mit dem Bürgermeister. Dem schlechten Buben, der vermutlich lieber auf der faulen Haut liegt als arbeitet, ist der Dienst beim Hirten zu schwer gewesen, er hat fort gewollt, aber nicht dürfen ohne Erlaubnis des Bürgermeisters, und weil er unerbittlich geliebt ist und die Erlaubnis nicht gegeben hat, so oft der Bub sie auch von ihm verlangt, so hat der schlechte Bub sich jetzt gerächt und den Bürgermeister aus der Welt geschafft.

Die Legende war bald fertig, verbreitete sich rasch im Dorfe, fand Glauben und stachelte die Leute auf zur Entfaltung einer ungewöhnten Energie. Die ihres Oberhauptes beraubte Ortsbehörde entsandte einen Boten nach dem Bezirksamt, um für alle Fälle den Gendarm zu holen, während einige Herksporne nach der Schule liefen, um — auch für alle Fälle — den Giftmischer durchzuprüfeln. Indessen fanden sie das Haus gesperrt. Der Lehrer hatte, gleich nachdem das für Babel so bedrohliche Gerücht zu ihm gedrungen, ein Verhör mit dem Burschen angestellt, ihn dann in die Schulstube eingeschlossen und sich zum Doktor begeben. Bei demselben waren bereits der Herr Pfarrer, der Peter, Anton der Schmied und einige Bauern versammelt.

Der Pfarrer saß in dem großen, schwarzen Lehnstuhl, in einer Ecke des Fensters; in der anderen, die Hände auf dem Rücken, hielt sich der Doktor. Den beiden Honoratioren gegenüber standen, einen regelmäßigen Halbkreis bildend, die Bauern.

„Ach, da kommt ja der Herr Lehrer,“ sprach der Pfarrer mit seiner leisen, etwas heiseren Stimme.

„Sie werden wohl bereits wissen, um was es sich handelt,“ bemerkte der Doktor, um dessen bläuliche Lippen ein kaum wahrnehmbares Lächeln spielte.

Peter rief: „Der Babel hat meinen Vater vergiftet!“

„Weiß man noch nicht,“ murmelte Anton.

„Und muß ins Kriminal,“ fuhr Peter fort, und Anton wiederholte:

„Weiß man noch nicht,“ worauf Peter den Krumpf setzte:

„Ich steh nicht ab, er muß ins Kriminal.“

„Vorläufig,“ sagte Habrecht, „habe ich ihn in die Schulstube eingeschperrt.“

Der Pfarrer stuzte. „So glauben auch Sie? . . .“ Er hielt fast erschrocken inne, wie jemand, der sich verschnappt hat und dem das sehr unangenehm ist.

Habrecht bemerkte es und hielt sich schadenfroh an das bedeutungsvollste Wort in dem übereilt ausgesprochenen Satz. „Auch?“ wiederholte er nachdrücklich; „nämlich wie Euer Hochwürden?“

Eine leichte Röte erschien auf den eingefallenen Wangen des Priesters.

„Ich dachte an die vox populi,“ sagte er.

„Ja so! — die entstellte vox Dei.“

Nun öffnete sich die Tür, ein großer, vom Alter schon gebeugter Mann mit graugelbem Haar und ziegelrotem Gesicht, der Bierelbauer Barosch, trat ein. Er ging auf den Pfarrer zu, küßte ihm die Hand und meldete, der Gendarm komme schon.

„Was soll der Gendarm?“ fuhr Habrecht ihn an, und Barosch richtete seine starren, immer erstaunten, immer um Verzeihung bittenden Brauntweintrainkeraugen demütig auf den Lehrer und antwortete:

„Den Buben aufs Bezirksgericht führen.“

„Was soll der Bub auf dem Bezirksgericht?“

„Gestehen.“

„Was denn?“

„Daß er dem Bürgermeister etwas gebracht hat.“

„Das gesteht er ja ohnehin.“

„So?“ sprach der Pfarrer, „das hat er Ihnen gestanden?“

„Er würde es auch Ihnen gestehen.“

„Da wäre ich doch begierig, Herr Lehrer. Da möchte ich Sie doch bitten, lassen Sie ihn rufen, haben Sie die Güte.“

„Ich geh, um ihn!“ schrie Peter und wollte schon davon eilen; Anton hielt ihn fest:

„Nicht Du, Du bist wie ein Narr. Ich geh, Herr Lehrer.“

Aber Habrecht dankte auch ihm für das Anerbieten, verließ die Stube und kehrte nach einer Weile, von seinem Schützling begleitet, zurück.

Peter konnte nur mit größter Mühe verhindert werden, über den letzteren herzufallen, drohte ihm und rief, so laut die atemraubende Wut, die ihn beim Anblick Babels ergriffen hatte, es erlaubte: „Schaut ihn an, den Hund! Sieht man ihm nicht an, was für ein Hund der Hund ist?“

Und wirklich konnte der Zustand, in dem der Junge vor die höchsten Instanzen seines Dorfes trat, ein günstiges Vorurteil für ihn nicht erwecken. Der Kopf schien ihm zu brennen, eine schene und finstere Qual sprach aus dem glühenden Antlitz und entsetzlicher, unstillbarer Haß aus den Widen, die er, hinter halbgeschlossenen Lidern hervor, auf seinen Hauptankläger, auf Peter, warf.

Habrecht legte die Hand auf seine Schulter und schob ihn vor sich hin in die Fensterecke, zwischen den Pfarrer und den Doktor hinein.

Der Pfarrer betrachtete den Jungen schweigend, räusperte sich und fragte ruhig und geschäftsmäßig: „Ist es wahr, daß Du Dich gestern Abend in das Haus des Bürgermeisters geschlichen und ihm etwas gebracht hast?“

Babel nickte, und durch den Kreis der Bauern lief ein Geslüster triumphierender Entrüstung.

„Was war das, was Du ihm gebracht hast?“

„Es war eine gute Medizin.“

„Wie bist Du zu der guten Medizin gekommen?“ fiel nun Habrecht ein.

Babel schwieg, und der Lehrer fuhr fort:

„Hat Dich nicht vielleicht jemand zum Bürgermeister geschickt mit dieser guten Medizin?“

Der Junge erschrak und versetzte rasch: „Nein, ich habe sie von mir selbst gebracht.“

„Woher weißt denn Du auf einmal etwas von guten Medikamenten?“ mischte der Doktor sich ins Verhör, und Babel erwiderte:

„Ein Hirt weiß immer was.“

„Er lügt,“ erklärte der Lehrer; „er will oder darf die Wahrheit nicht sagen.“

„Und was halten Sie für die Wahrheit?“ fragte der Pfarrer, dessen Gelassenheit vorteilhaft abstand von der nervösen Unruhe Habrechts. Dieser sprach:

„Für die Wahrheit halte ich, daß der Junge zum kranken Bürgermeister geschickt worden ist, und zwar durch die Kurpfuscherin, die Frau des Hirten.“

Babel schrie auf: „Sie hat mich nicht geschickt! Ich bin von selbst gegangen,“ und Peter wiederholte zornig:

„Von selbst, er gib's zu, aber der Herr Lehrer nicht. Der Herr Lehrer will unschuldige Leute hineinbringen . . .“

„as verzeih Gott dem Herrn Lehrer. Der Bub hat mit den Leuten, die der Herr Lehrer hineinbringen will, schon lang nichts mehr zu tun; der Bub ist schon lang beständig beim Herrn Schullehrer in der Schul.“

„Mich wundert nur,“ entgegnete ihm der Doktor, „daß Dein Vater das Mittel, das der Bub ihm von sich aus gebracht hat, so ohne weiteres eingenommen haben soll; außer — er hätt's extra beim Buben bestellt, was mir auch nicht recht einleuchten will.“

„Sag ganz genau, wie es zugegangen ist,“ wendete der Pfarrer sich an Babel: „Du hast Dich also gestern in die Stube des Bürgermeisters geschlichen?“

„Ja!“

„Und was hast Du gesagt?“

„Guten Abend, Herr Bürgermeister.“

„Und was hat er gesagt?“

„Nichts.“

„Und was hat er getan?“

„Mir gewinkt, ich soll ihm das Mittel geben.“

„So hat er also gewußt, daß Du ein Mittel bringen wirst?“

Babel antwortete nicht; er hatte den Kopf vorgesteckt und lauschte einem Geräusch von Schritten und Stimmen, die sich der Tür näherten. Abermals wurde sie geöffnet, der Gendarm Kohautek, auch der heiße Gendarm genannt, erschien, gefolgt von den Räten.

Die Schwüle, die bereits im Zimmer herrschte, nahm plötzlich so sehr zu, als hätte man einen geheizten Ofen hereingestellt; und alle diese Hitze schien von dem vor Berufseifer glühenden Kohautek auszugehen. Aber nur aus den Augen loderten die inneren Flammen, und wie warm ihm immer war, verrietten allein die kleinen Schweißtropfen, die auf seiner Nase perlten. Sein Gesicht war von schöner, klarer Olivenfarbe und rötete sich nie.

(Fortsetzung folgt.)

Bolesz.

Von Nagim Gorki.

Ein Bekannter erzählte mir jüngst folgendes:

„Als ich in Moskau studierte, wohnte ich einmal neben einer von diesen . . . na, du weißt schon. Sie war eine Polin und hieß Theresia mit Vornamen. Eine große, starke Brünette mit schwarzen, zusammengewachsenen Augenbrauen und einem groben, wie mit der Art zugehauenen Gesicht. Ich hatte förmlich Angst vor ihr mit ihren dunklen, tierisch glänzenden Augen, ihrer tiefen Bassstimme und ihren Dirnenmanieren . . . Ich wohnte in einer Dachkammer. Ihre Stube lag der meinigen gegenüber und ich vergaß nie, meine Tür zu schließen, wenn ich wußte, daß sie zu Hause war — was natürlich nicht allzu oft vorkam. Bisweilen begegnete ich ihr auf der Treppe, auf dem Hofe. Dann schenkte sie mir jedesmal ein Lächeln, das mir raubgierig und zhmisch vorkam. Mehr als einmal sah ich sie betrunken, mit verglasten Augen, ungetämmt, ein blödes Lächeln auf den Lippen. Bei solchen Gelegenheiten pflegte sie mich zu grüßen:

„Sein Sie gesund, Pan Student!“

Dazu ein dummes Lachen, wodurch meine Abneigung nur noch vergrößert wurde.

Ich wäre fortgezogen, bloß um diesen Begegnungen und Grüßen zu entgehen, aber mein Zimmerchen war so hübsch, gewährte einen so schönen Fernblick, und es war so still in der Straße. . . Ich hielt es also aus.

Eines Morgens liege ich im Bett, bemüht, vor mir selbst eine Ausrede zu finden, um nicht zur Vorlesung gehen zu müssen, da öffnet sich die Tür und diese ekelhafte Theresia ruft mit ihrer Bassstimme:

„Sein Sie gesund, Pan Student!“

„Was wünschen Sie?“ frage ich.

Ich sehe, ihr Gesicht hat solch einen befangenen, Bittenden Ausdruck — ein bei ihr ganz ungewohntes Gesicht.

Sehen Sie, Pan Student, ich möchte Sie um einen Gefallen bitten . . . Tun Sie's doch!

Ich schweige und denke:

Das ist natürlich nur ein Vorwand! Attentat auf meine Reinheit, weiter nichts! Bleibe fest, Jegor!

„Ich habe, verstehen Sie, einen Brief nach Hause zu schicken,“ sagt sie in bittendem Ton, leise, furchtsam.

Ach! denke ich. Hol' Dich der Teufel! . . . Na meinetwegen!

Ich stehe auf, sehe mich an den Tisch, nehme Papier und sage:

„Kommen Sie hierher! Setzen Sie sich und diktieren Sie!“

Sie tritt näher, setzt sich vorsichtig auf den Stuhl und blickt mich schuldbehaftet an.

„Nun also — an wen ist der Brief?“

„An Boleslab Kaschput in Swjezjapi bei Warschau . . .“

„Was soll ich schreiben? Schnell!“

„Mein lieber Bolesz . . . mein Herz . . . mein Juniggeliebter . . . möge die Mutter Gottes Dich beschützen! . . . Mein goldenes Herz, warum hast Du so lange nicht Deinem Täubchen Theresia geschrieben, die sich so sehr nach Dir sehnt?“

Weinade hätte ich laut aufgelaßt. Das „sich so sehrende Täubchen“ war vier Fuß hoch, hatte eine grobe, derbe Männerfaust und eine so schwarze Frage, als ob es sein ganzes Leben Schornsteine gefegt und sich dabei nicht ein einziges Mal gewaschen hätte! Aber ich halte an mich und frage:

„Wer ist er, dieser Bolesz?“

„Bolesz, Pan Student!“ verbessert Theresia, augenscheinlich beleidigt, daß ich den Namen verdreht habe. „Er, Bolesz, ist mein Bräutigam . . .“

„Bräutigam?!?“

„Worüber wunderst sich Pan Student? Darf ein Mädchen nicht einen Bräutigam haben?“

Auch ein Mädchen! denke ich. Ausgezeichnet!

„Warum denn nicht?“ antworte ich laut. „Natürlich . . . Ich er schon lange Ihr Bräutigam?“

„Schon sechs Jahre.“

Ei, sieh mal an! denke ich.

Ich schreibe ihr also den Brief. Einen so zarten, verliebten Brief, sage ich Dir, daß ich gern mit diesem Bolesz getauscht hätte, wenn die Brieffreiberin nicht Theresia, sondern irgend ein anderes Mädchen gewesen wäre.

„Ich danke Ihnen vieltausendmal für diesen Dienst, Pan Student!“ sagt Theresia, sich erhebend. „Kann ich Ihnen vielleicht auch mit etwas dienen?“

„Nein, danke . . .“

„Vielleicht hat Pan Student zerrissene Hosen oder Hemden?“

Ich fühle, wie dieses Mastodon im Unterrock mich schamrot macht, und erkläre ziemlich scharf, daß ich ihre Dienste nicht brauche. Sie geht.

Etwa zwei Wochen später sitze ich des Abends am Fenster, pfeife und überlege, wodurch ich mich wohl von mir selbst ablenken könnte. Das Wetter ist häßlich, wenig einladend zum Spazierengehen. Aus Langeweile treibe ich Selbstanalyse. Auch das ist recht langweilig, aber ich habe eben keine Lust, etwas anderes zu beginnen. — Da öffnet sich die Tür.

Gott sei Dank! Besuch . . . denke ich.

„Hat Pan Student einen Augenblick Zeit?“

Theresia! hm . . .

„Warum?“

„Ich wollte Pan Student bitten, mir wieder einen Brief zu schreiben.“

„Reinetwegen. Wieder an Bolesz?“

„Nein, dieses Mal von ihm . . .“

„Was-as?“

„Oh, ich dummes Frauenzimmer! Ich habe mich versprochen, Pan Student — verzeihen Sie! Jetzt, sehen Sie, brauche nicht ich, sondern eine Freundin . . . das heißt: nicht eine Freundin, sondern ein Bekannter . . . Er kann nicht schreiben . . . aber er hat eine Braut, sie heißt Theresia wie ich . . . Also vielleicht schreibt Pan Student einen Brief an diese Theresia?“

Ich sehe sie an. Auf ihrer Frage liegt ein befangener, unruhiger Ausdruck, ihre Finger zittern, sie ist verwirrt, und — ich errate!

„Ich werde Ihnen mal etwas sagen, meine Liebe,“ antworte ich.

„Sie haben gar keinen Bolesz und keine Theresia. Das ist alles gelogen. Bei mir ist nichts zu holen. Ich will mich auf keine nähere Bekanntschaft mit Ihnen einlassen. Haben Sie verstanden?“

Sie erschrickt plötzlich so sonderbar, weiß nicht, was anfangen, tritt von einem Fuß auf den anderen und beginnt so eigen zu schmahen, als wenn sie etwas sagen möchte, aber nicht sprechen kann. Ich warte, was aus dem allem werden soll, und sehe und fühle, daß ich mich mit dem Verdacht, sie wolle mich vom Pfad der Tugend ablenken, wahrscheinlich geirrt habe. Hier scheint etwas anderes vorzuliegen.

„Pan Student . . .“, fängt sie an.

Aber plötzlich winkt sie mit der Hand, wendet sich kurz zur Tür und geht hinaus.

Ich bleibe mit einem sehr häßlichen Gefühl auf der Seele zurück. Ich höre, wie sie die Tür zuschlägt. Ist augenscheinlich böse. Ich überlege und beschließe, zu ihr zu gehen, sie zurückzurufen und ihr zu schreiben, was sie will.

Ich trete in ihr Zimmer. Ich sehe — sie sitzt am Tisch, stützt sich daran und preßt den Kopf in die Hände.

„Hören Sie . . .“, sage ich.

Sie springt vom Stuhl auf, kommt mir mit funkelnden Augen entgegen, legt mir die Hände auf die Schultern und beginnt zu flüstern, richtiger gesagt, mit ihrer Bassstimme zu brummen:

„Was ist denn dabei? Jatwohl, es gibt keinen Bolesz . . . auch keine Theresia . . . aber was geht Sie das an? Wird es Ihnen so schwer, die Feder übers Papier zu führen, ja? Ach, Sie . . . Und dabei solch' ein weißer, hübscher Junge! . . . Keiner existiert, weder Bolesz, noch Theresia. Nur ich allein! Was ist denn dabei?“

„Erlauben Sie . . .“ sage ich, ganz verwirrt durch diesen Empfang. „Worum handelt es sich eigentlich? Bolesz existiert nicht?“

„Nein, existiert nicht . . . Was schadet das?“

„Und Theresia — auch nicht?“

„Nein, Theresia auch nicht. Ich bin Theresia!“

Ich begreife nichts. Ich gloge sie an und versuche festzustellen, wer von uns beiden verrückt geworden ist.

Sie tritt wieder an den Tisch, kramt dort eine Weile, kommt zu mir zurück und sagt in beleidigtem Tone:

„Wenn es Ihnen so schwer gefallen ist, an Bolesz zu schreiben — da haben Sie Ihren Brief zurück! Wir können auch andere schreiben . . .“

Ich sehe in meiner Hand — den Brief an Bolesz.

„Hören Sie, Theresia, was heißt das alles? Wozu sollen Ihnen andere schreiben, wenn Sie doch meinen Brief gar nicht abgeschickt haben?“

„An wen abgeschickt?“
 „Na, an den . . . an Wolesz!“
 „An Wolesz?“ ruft sie beleidigt. „Wenn ich Ihnen doch sage, daß er nicht existiert!“
 Sie breitet die Arme aus, als ob sie nicht begreifen kann, warum er nicht existiert.
 „Und ich möchte doch so gern, daß er existiert! Bin ich denn kein Mensch wie die anderen? Natürlich ich . . . ich weiß. Aber es hat doch niemand einen Schaden davon, wenn ich ihm schreibe?“
 „Erlauben Sie — wem?“
 „Nun, Wolesz!“
 „Aber es gibt doch keinen Wolesz!“
 „Herr Gott im Himmel, was schadet das? . . . Nein, ich tue bloß so, als ob es einen gäbe . . . Ich schreibe an ihn und bilde mir ein, daß er existiert“ . . .
 Ich begreife. Es tut mir leid, und ich schäme mich. Da lebt neben mir ein Mensch, der keine Seele auf der ganzen Welt hat, die gut und liebevoll zu ihm wäre. Und dieser Mensch erfindet sich einen Freund.

„Sie schreiben mir einen Brief an Wolesz, und ich gebe ihn einem anderen zum Vorlesen. Wenn man ihn mir vorliest, höre ich zu und denke, es gibt einen Wolesz. Und dann bitte ich jemand, einen Brief von Wolesz an Theresia zu schreiben, an mich . . . Wenn man solch einen Brief mir vorliest, dann glaube ich ganz bestimmt, daß Wolesz existiert. Das macht mir das Leben erträglicher . . .“

Na, also von der Zeit an schrieb ich ihr regelmäßig zweimal in der Woche einen Brief an Wolesz und eine Antwort von Wolesz an Theresia. Gut schrieb ich diese Antworten, wahrhaftig. . . Sie hörte zu und weinte laut . . . oder brüllte vielmehr mit ihrem Maß.

Und dafür, daß ich ihr durch diese Briefe des eingebildeten Wolesz an sie Tränen entlockte, besserte sie mir Soden, Hemden usw. aus. So ging die Geschichte etwa drei Monate, dann steckte man sie für irgend etwas ins Gefängnis, und jetzt ist sie gewiß schon tot. . . Mein Bekannter strich die Asche von seiner Zigarette, blidte gedankenvoll nach dem Himmel und schloß:

„So ist das. Je mehr Bitternis der Mensch durchkosten muß, desto heftiger dürstet er nach Süßigkeit. Wir aber, die wir uns nur durch den Schleier des Eigendünkels und des Glaubens an unsere Vollkommenheit betrachten, wir können das natürlich nicht begreifen. Aber es ist dumm und grausam . . . Gefallene! Was heißt das; Gefallene? . . . Sind es nicht Menschen, wie wir, mit Knochen, Muskeln, Nerven wie wir? Aber da lehrt man uns so etwas ganze Jahrhunderte lang, und wir hören zu und glauben es . . . Weiß der Teufel, wie dumm das alles ist! Oder sind wir etwa schon vollständig taub geworden gegen die laute Sprache der Humanität? Denn im Grunde genommen sind auch wir Gefallene, sogar sehr tief Gefallene . . . gefallen in den Augen des Eigendünkels und des Glaubens an unsere Vollkommenheit denjenigen Leuten gegenüber, die weniger schlau sind als wir, die es nicht so geschickt wie wir verstehen, sich als gute Menschen zu geben . . . Aber das alles ist ja so alt, daß man sich schämen muß, überhaupt noch davon zu reden!“ . . .

Richard Wagner und der Dresdener Maiaufstand.)

Am Sonnabend, den 6. Mai früh, sah man nun ein, daß die Sache ernstler werde; die preussischen Truppen waren in der Neustadt eingerückt, und das sächsische Militär, mit welchem man den Angriff zu wagen doch nicht für rätlich gehalten hatte, ward so in strenger Fahnenpflicht erhalten. Am Mittag ging der Waffenstillstand zu Ende, und sogleich eröffneten die Truppen, von mehreren Geschützen unterstützt, den Angriff auf eine der Hauptpositionen der Volkskämpfer, am Neumarkt. Noch hatte ich keinen anderen Glauben, als daß, sobald es zum wirklichen Kampfe

*) Aus Richard Wagners Selbstbiographie „Mein Leben“ (2 Bände, 900 Seiten, Verlag von F. Bruckmann, München. Preis broch. 20, geb. 25 M.) Wagner hat diese Aufzeichnungen, die von 1813—1864 reichen, in den Jahren 1866—1873 seiner „Freundin und Gattin“ diktiert. Sie erscheinen erst jetzt, da er gewünscht hatte, sie sollten erst einige Zeit nach seinem Tode veröffentlicht werden. — Der oben abgedruckte Abschnitt behandelt einen Teil des Dresdener Maiaufstandes von 1849, der nach der Ablehnung der Reichsverfassung durch die sächsische Regierung ausbrach. Der Igl. Kapellmeister Wagner, der eine Verwirklichung seiner weit aussehenden Kunstpläne durch eine politische und soziale Revolution erhoffte und durch das elende Hoffschranzenmilieu bedrückt und seine schlechte, soziale Lage aufgereizt war, beteiligte sich als „lebhafte interessierter Zuschauer“. Da indes seine Sympathien für die Revolution evident waren und er nichts mehr von Dresden erwartete, flüchtete er ins Ausland, noch auf Jahre hinaus durch einen Stedbrief der sächsischen Regierung verfolgt. Semper, der berühmte Kunsthistoriker und Baumeister, nahm aktiven Anteil als Barrikadenbaumeister und mußte gleichfalls flüchten.

käme, die Sache in kürzester Frist entschieden sein würde, da weder in meiner Stimmung, noch in dem, was ich sonst wahrnahm, jenen leidenschaftliche Ernst sich zeigte, ohne welchen so harte Proben nie überstanden worden sind. Mir war es nun peinlich, während ich das starke Schießen vernahm, nichts von dem Vorgang selbst wahrnehmen zu können, und ich geriet auf den Gedanken, hierzu dem Kreuzturm zu besteigen. Ohne auch von dieser Höhe herab einen klaren Einblick gewinnen zu können, vernahm ich doch genug, um nach einer Stunde heftigen Feuerns die bis dahin immer vorgerückten Geschütze der preussischen Truppen wieder zurückgehen und endlich gänzlich verstummen zu hören, was mit einem ungeheuren Jubelgeschrei von der Volksseite her begleitet wurde; somit schien der erste Angriff abgeschlagen, und nun begann in mir die Teilnahme an den Vorgängen eine immer leidenschaftlichere Farbe anzunehmen.

Um nähere Erkundigung einzuziehen, eilte ich auf das Rathaus zurück, konnte aber zunächst aus der ungeheuren Verwirrung, welche ich vorfand, mir nichts entnehmen, bis ich endlich mitten unter der Hauptgruppe Wakunin antraf, welcher mit ungeheurer Präzision mir folgendes berichtete: Es sei von dem bedrohlichsten Punkte einer Barrikade am Neumarkt der Bericht nach dem Hauptquartier gelangt, daß dort vor dem Angriffe der Truppen alles in Auflösung begriffen sei; hierauf hatte mein Freund Marschall von Bieberstein mit Leo von Zichow Linsk, einem gleich beteiligten Chargierten der Bürgerwehr, Freiwillige aufgerufen und diese nach dem bedrohten Punkte hingeführt. Ohne alle Waffen und mit entblöttem Haupte hatte der Freiburger Kreisamtmann Heubner als einziges auf dem Fleck gebliebenes Mitglied der provisorischen Regierung, deren beide anderen Häupter Todt und Tschirner im ersten Schreck verschwunden waren, sich zuerst auf die bereits von allen Verteidigern verlassene Barrikade gestellt, um, rückwärts gewandt, die Freiwilligen mit erhabenen Worten zur Nachfolge anzufeuern. Der Erfolg war vollständig, die Barrikade ward wieder genommen, und von da herab ein ebenso unerwartetes wie energisches Feuer auf die Truppen gerichtet, wodurch der von mir wahrgenommene Rückzug derselben veranlaßt worden war. Diesem Auftritte hatte Wakunin, welcher den Freiwilligen gefolgt war, in unmittelbarer Nähe beigewohnt; jetzt erklärte er mir, Heubner möge eine noch so bornierte politische Meinung haben (er gehörte der gemäßigten Linken der sächsischen Kammer an), er sei ein edler Mensch, dem er sich sofort mit seinem Kopfe zur Verfügung gestellt habe. Dieses Beispiel habe er nur erleben wollen, um nun zu wissen, was für ihn zu tun sei; er sei entschlossen, seinen Hals daran zu wagen, und nach nichts weiter zu fragen. Auch Heubner mochte nun die Notwendigkeit der energischsten Maßregeln erkannt haben und schreckte vor keinem hierauf zielenden Vorschlage Wakunins mehr zurück. Dem Kommandanten, dessen Unfähigkeit sich wohl schnell herausgestellt hatte, wurde der Kriegsrat erfahrener polnischer Offiziere zur Seite gesetzt; Wakunin, der von der eigentlichen Strategie nichts zu verstehen erklärte, verließ das Rathaus und Heubner nicht mehr, um nach jeder Seite hin mit merkwürdiger Kaltblütigkeit Rat und Auskunft zu erteilen.

Der Kampf beschränkte sich für den Rest des Tages auf Scharfschützen-Geplänkel aus den verschiedenen Positionen; mich reizte es, wieder den Kreuzturm zu besteigen, um immer den größtmöglichen Ueberblick über die Gesamtheit der Vorgänge zu haben. Um von dem Rathause dahin zu gelangen, war eine Strecke zu durchschreiten, welche fortgesetzt durch die Flintenkugeln der im königlichen Schloß postierten Truppen bestrichen wurde. Während diese Strecke ganz menschenleer blieb, gab ich dem übermütigen Reize nach, sie auf meinem Weg nach dem Kreuzturm langsamen Schrittes zu durchschreiten, wobei es mir sogleich einfiel, daß es jungen Soldaten geraten wird, bei solchen Gelegenheiten sich nicht hastig zu benehmen, weil dies die Kugeln auf sich zöge. Auf meinem erhabenen Posten angelangt, traf ich dort mit mehreren zusammen, welche teils durch gleiche Teilnahme, teils durch den Auftrag des aufständischen Kommandos zum Rekognoszieren der feindlichen Bewegung veranlaßt, sich dort eingefunden hatten. Unter ihnen machte ich die nähere Bekanntschaft mit einem Lehrer Berthold, einem ruhigen, sanften, aber überzeugungsvollen, entschlossenen Menschen, mit welchem ich mich in ernsthafter philosophischer Diskussion bis in die weitesten Gebiete der Religion verlor. Zugleich war er aber mit völlig häuslicher Sorgfalt darauf bedacht, uns durch geschickte Placierung und Befestigung einer dem Türmer abgewonnenen Strohmattre gegen die Spitzkugeln der preussischen Scharfschützen zu bewahren, welche, auf dem entfernteren Turme der Frauenkirche postiert, die von uns okkupierte feindliche Höhe sich zum Zielpunkt erkoren hatten. Es war mir unmöglich, von meinem interessanten Zufluchtsorte beim Einbruche der Nacht mich nach Haus aufzumachen, und ich bestimmte daher den Türmer, seinen Gehilfen mit einigen Zeilen an meine Frau nach der Friedrichstadt abzuschicken, und zugleich mir einigen nötigen Proviant von ihr zu erbitten. So verbrachte ich in der unmittelbaren Nähe der schrecklich dröhnenden Turmglocke, und unter beständigem Anprallen der preussischen Kugeln gegen die Mauern des Turmes eine der merkwürdigsten Nächte meines Lebens, abwechselnd mit Berthold Wache und Schlaf teilend.

Der Sonntag (7. Mai) war einer der schönsten Tage dieses

Jahres; ich wurde durch den Gesang einer Nachtlall geweckt, welcher aus dem unweiten Schütteschen Garten zu uns herauf drang; eine selige Ruhe und Stille lag über der Stadt und der, von meinem Standpunkt aus übersehenen, weiten Umgegend Dresdens; nur gegen Sonnenaufgang senkte sich ein Nebel auf diese letztere hinab; durch ihn vernahmen wir plötzlich, von der Gegend der Tharandter Straße her, die Musik der Marzeillaise klar und deutlich zu uns herdringen; wie sie immer mehr sich näherte, zerstreuten sich die Nebel, und hell besahen die glutrot aufgehende Sonne die stehenden Gewehre einer langen Kolonne, welche von dort her der Stadt zuzog. Es war unmöglich, dem Eindrucke dieser andauernden Erscheinung zu wehren; dasjenige Element, welches ich so lange im deutschen Volke vermisse, und auf dessen Kundgebung verzichten zu müssen nicht wenig zu den bisher mich beherrschenden Stimmungen beigetragen hatte, trat plötzlich sinnfällig in lebensfrischster Farbe an mich heran; es waren dies nicht weniger als einige Tausend gut bewaffneter und organisierter Erzgebirgler, meist Bergleute, welche zur Verteidigung Dresdens herangekommen waren. Bald sahen wir sie auf dem Altmarke, dem Rathhaus gegenüber, aufmarschieren und nach jubelnder Bewillkommung dort zur Erholung vom Marsche sich lagern. Gleiche Zugänge setzten sich fast den ganzen Tag über fort und der Lohn der tapferen Tat des vorigen Tages schien sich in erhebender Weise einstellen zu wollen. Im Angriffsplane der Truppen schien eine Veränderung eingetreten zu sein, was aus den mehrseitigen aber nicht mehr so konzentrierten Attacken auf verschiedene Punkte zugleich sich erkennen ließ. Die Zugezogenen hatten vier kleine Kanonen mitgebracht, das Eigentum eines Herrn Thode von Burgk, welcher mir früher durch eine sehr wohlwollende, aber bis zur Lächerlichkeit langweilige Rede beim Stiftungsfest der Dresdener Liedertafel bekannt geworden war, woran es mich, da nun sein Geschütz von den Barrikaden gegen die Truppen abgefeuert wurde, sonderbar ironisch gemahnte.

Einen ungleich bedeutungsvolleren Eindruck erhielt ich aber, als ich gegen elf Uhr das alte Opernhaus, in welchem ich vor wenigen Wochen noch die letzte Aufführung der Neunten Symphonie dirigiert hatte, in hellem Brand aufgehen sah. Von je, wie ich gelegentlich schon erwähnt, war die Feuergefährlichkeit dieses mit Holz und Leinwand angefüllten, seinerzeit nur provisorisch errichteten Gebäudes der schreckende Gegenstand der Befürchtung der Besucher gewesen. Man sagte mir, es sei, um einem gefährlichen Angriffe der Truppen von dieser bloßgelegten Seite her zu begegnen und zugleich die berühmte Sempersche Barrikade vor einer übermächtigen Ueberwältigung zu schützen, aus strategischen Gründen in Brand gesetzt worden, woraus ich mir entnahm, daß derselbe Grund in der Welt ein für allemal mächtiger als ästhetische Motive blieben, aus welchen seit langer Zeit vergeblich nach Abtragung dieses häßlichen, den eleganten Zwinger so arg entstellenden Gebäudes, verlangt war. Von so ungemein leicht brennbaren Stoff angefüllt, brach dieses in seinen Dimensionen sehr imposante Haus in kürzester Zeit in ein ungeheures Flammenmeer aus. Als dieses auch die Metallbächer der anliegenden Galerien des Zwingers erreichte und diese in wunderbar bläulichen Flammenwellen zu wogen begannen, ähnelte sich unter uns Zuschauenden das erste Bedauern über den Vorgang; man glaubte, das Naturalienkabinett sei bedroht; andere dagegen bewiesen, es sei die Mühlammer, wogegen ein Bürgerschütz äußerte: in diesem Fall sei es nicht schade, wenn dort die „ausgestopften Adeltigen“ verbrennen. Es schien aber, daß man aus Kunststücken dem Weitergreifen des Brandes zu wehren wußte, welcher in Wahrheit dort nur geringen Schaden angerichtet hatte.

Endlich füllte sich unser, bis dahin verhältnismäßig ziemlich ruhiges, Observationsfeld mit immer größeren Scharen von Bewaffneten, welche hierher kommandiert waren, um von der Kirche aus den Zugang nach dem alten Markt, dessen Angriff von der Seite der schlecht verwahrten Kreuzgasse her man befürchtete, zu verteidigen. Unbewaffnete hatten nun hier nichts mehr zu suchen; außerdem war mir eine Wotschaft meiner Frau zugekommen, welche nach ausgestandener schrecklicher Beängstigung mich nach Hause rief. Nur mit großer Mühe und unter den zeitraubendsten Schwierigkeiten gelang es mir auf allerhand Umwegen in meine abgelegene Vorstadt, von welcher ich durch die lampenfüllen Teile der Stadt, und namentlich durch eine Kanonade vom Zwinger aus, abgeschnitten war, zurückzugelangen.

Schach.

Unter Leitung von S. Alapin.

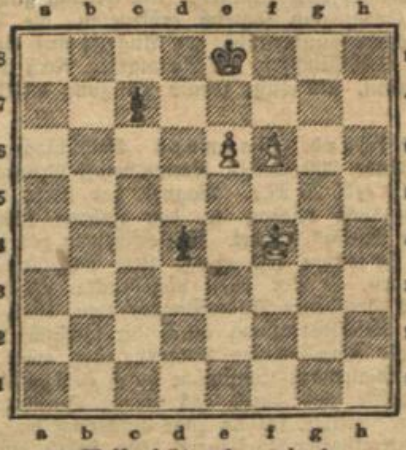
Die französische Schachzeitung „La Stratégie“ bringt einen bemerkenswerten Artikel über den sogenannten „Vorteil des Anzugs“. Die symmetrische Anfangsstellung der Steine kann bekanntlich nicht als für beide Parteien gleichwertig betrachtet werden, weil Weiß am Zuge ist und beim a b w e c h s e i n d e n Zugrechte der Parteien also immer mit den Drohungen und Paraden zuerst kommen kann. Als Illustration sei z. B. der bekannte Zug von S. L o h d zitiert, der sich verpst. d i e t e, mit Weiß seinen Gegner in 4-7 zu setzen, falls jener ihm alles s y m m e t r i s c h nachmachen

wollte: 1. d4, d5; 2. Dd3, Dd6; 3. Df5, Df4?; 4. Dxc3+. In einem d y n a m i s c h e n Verfahren, in dem — wie auch im Schach — der Begriff der Zeit wesentlich mitspielt, ist „Symmetrie“ eben noch keineswegs mit Gleichwertigkeit gleichbedeutend.

Es ist eine bekannte Sache der Theorie der Eröffnungen, daß eine „symmetrische“ Spielführung meistens zuungunsten des Nachziehenden ausfällt. Hier z. B. noch ein lehrreiches und ernstes Beispiel als das obige 4-7. „Bierspringerpiel“: 1. e4, e5; 2. Sf3, Sg3; 3. Sc3, Sf3 (besser mit Lb4! die Symmetrie sofort aufzugeben); 4. Lb5, Lb4; 5. 0-0, 0-0; 6. d3 (früher war die Variante 6. Sd5, Sxd5; 7. exd5, Sd4; 8. Sxd4, exd4 in Mode, bei der aus einem „Bierspringerpiel“ ein „Bierläuferpiel“ entsteht); 6. d6; 7. Lxc6, Lxc3; 8. Lxb7, Lxb3!; 9. Lxa8, Lxa1; 10. Lg5, Lg4; 11. Dxa1, Dxa8!; 12. Lxf6, Lxf3!; 13. Lxg7, Lxg2!; 14. Lxf8, Lxf1; 15. Lxd6, Lxd3!; 16. Dxc5, Dxc4; 17. Dg3?, Dg6; 18. exd3, cxd6; 19. Kg2, Kg7? (Besser die sofortige Aufgabe der „Symmetrie“: 19. Kf8; 20. Dxc6, fxc6! mit Remisaussichten); 20. Kf3, Dxc3? (in allen symmetrischen Spielführungen kommt früher oder später immer ein Moment, in dem der Nachziehende zur Aufgabe der Symmetrie gezwungen wird. Hier z. B. würde der symmetrische Zug 20. Kf6? durch 21. Dxd6? mit Verlust eines Bauern und der Partie gestraft werden können); 21. fxg3, Kf6; 22. Ke4, Ke6; 23. g4, Ke7 (die Partie ist für Schwarz nicht mehr zu retten, wie er auch zieht); 24. Kd5, Kd7; 25. g5, Ke7; 26. Ke4, Kd7; 27. Kf5, Ke7; 28. Kf5, a6; 29. a3, a5; 30. a4, Ke8; 31. Kf6, Kf8; 32. h3. Schwarz gibt auf.

Den besprochenen Vorteil eines einzigen „Tempos“ (Zugrecht), den Weiß in allen Eröffnungen besitzt und der ihm in allen forellen Eröffnungswendungen die Initiative und den Angriff (ganz umsonst!) verschafft, gibt ihm bekanntlich die Möglichkeit, fast in jeder Eröffnung auf den Gegner einen Druck auszuüben, den der Nachziehende nur durch besonders feines Gegenpiel parieren muß. Diesen Unterschied in der Lage der Parteien nennt man „Vorteil des Anzugs“. Die Frage, ob der Nachziehende überhaupt die Möglichkeit hat, bei bestem Gegenpiel die Partie noch auszugleichen, ist noch offen. Weder in der „Spanischen Partie“ noch im „Damengambit“ ist ein klarer, einleuchtender Nachweis hierfür bis jetzt erbracht worden. Dieser Umstand gab diesen berühmten Theoretikern und Analytikern sogar die Veranlassung, die symmetrische Anfangsstellung der Steine als eine „inkorrekte“ (d. h. keinen Ausgleich zulassende) zu erklären. Wenn man auch nicht so weit gehen will, so wird doch jeder Kenner der Eröffnungslehre innerlich zu geben müssen, daß wenigstens praktisch genommen diese übliche Anfangsstellung der Steine mindestens keinen Anspruch auf „Gerechtigkeit“ erheben kann. Die erwähnte „Ungerechtigkeit“ der üblichen Anfangsstellung kommt besonders in einrundigen Turnieren zum Ausdruck, in denen je zwei Teilnehmer nur eine Partie untereinander wechseln, deren Anzug durch das Los (L) bestimmt wird. — In Anbetracht dieses Mißstandes hatte Alapin in der Meisterversammlung des Prager Schachkongresses vorgeschlagen, in der Anfangsstellung der Steine den schwarzen Damenturm Bauer nach a6 zu versetzen, weil dies wenigstens die „Spanische Partie“ und auch gleichzeitig das „Damengambit“ ausschließen würde (0. a6; 1. d4, d5; 2. c4, dxc4; 3. e3, b5 und Schwarz könnte den Gambitbauer ohne Nachteil verteidigen).

Die französische Schachzeitung wendet sich jedoch gegen die erwähnte Bemängelung der Anfangsstellung der Steine, indem sie Stellung zitiert, in denen das Zugrecht gar zur Last fällt. Beispiel: Weiß Ke5, Bb a5, e6; Schwarz — Ke7, Ba8. Um zu gewinnen, muß Weiß auf folgende interessante Weise sein Zugrecht los werden! 1. Kd5, Ke8; 2. Ke4, Kd8; 3. Kd4, Ke8; 4. Kd5, Ke7 (4. Kd8; 5. Kd6 ic.); 5. Ke5 und gewinnt, weil er nicht mehr am Zuge ist. Ein interessantes Beispiel in der Beziehung wäre allerdings folgendes schöne Endspiel von Wehting gewesen.



Weiß zieht und gewinnt.

Jedoch selbst dieses Endspiel beweist noch nichts für das angeregte Thema, wie wir bei der Besprechung der interessanten Lösung das nächste Mal nachzuweisen hoffen.